



Semotronischer Abgesang

eine Science Fiction-Kurzgeschichte

Arndt Büssing

Wohin der Blick auch fällt, nichts als endlose Weite bis zum Horizont. Nichts, an dem der Blick hängen bleiben würde. Steine liegen wie wahllos verstreut in der kargen Tundra-Landschaft. Es ist ein fahles Grün, mit dünnen Gräsern, Moosen und Flechten – und immer wieder Zwergbirken, die sich gegen Wind und Kargheit behaupten müssen.

In der Ferne sind hohe Berge zu erkennen, die noch schneebedeckt sind.

Still ist es hier. Kein Ton eines Vogels oder Insektes ist zu hören. Nur der Wind und das leise Plätschern eines Wasserlaufes.

Was ich hier mache? Ich weiß es nicht. Wie ich hier hingekommen bin? Ich weiß es nicht. Wo ich hin will? Auch das weiß ich nicht.

Ich weiß nur, dass ich eine Aufgabe habe – die mir aber entfallen ist.

Ich gehe einfach immer weiter. Ohne ein Ziel, das ich kennen würde. Also folge ich einfach dem Wasser des Baches, das vor sich hinplätschert. Dieser Weg ist genauso gut wie jeder andere. Es fließt einfach immer weiter, so wie ich einfach immer weiter gehe.

Hunger empfinde ich nicht. Auch nicht Durst. Ich funktioniere auch so. Doch meine Speicher leeren sich. Das merke ich.

Der rechte Vorderfuß hebt sich auf einmal nicht mehr richtig. Er bleibt an einem der Steine hängen und ich stürze in den Wasserlauf.

Meine Sensoren melden Kälte. Doch es hat nichts mit mir zu tun, es betrifft mich nicht. Ich empfinde keine Kälte.

Der rechte Arm stützt sich ab, damit ich mich wieder aufrichten kann – ruckend, schwerfällig. Die Gelenke gehen nicht mehr so leichtgängig wie ... früher?

Die Verbindungsstellen der Gelenke sehen korrodiert aus. Und die sensorische Bioschicht meiner Umhüllung ist rissig geworden. An manchen Stellen kaum mehr vorhanden. Dort ist der Grundkörper Wind und Wetter schutzlos ausgesetzt und beginnt zu rosten. Kratzer und Dellen reihen sich aneinander. Ich erinnere mich nicht, warum.

Ich habe eine Aufgabe, das weiß ich. Doch nicht welche. Wenn ich am Ziel bin, dann werde ich es wissen. So hoffe ich.

Ich gehe also weiter, immer weiter.

Der rechte Sichtbereich beginnt zu flimmern. Entweder das Modul oder die Zuleitung. Ich werde weniger.

Dicke weiße Wolken ziehe am blauen Himmel über mir hinweg. Könnt ihr mich nicht mitnehmen, egal wohin?

In der Ferne haben sich Gewitter-Wolken aufgetürmt. Ein Blitz fährt nieder. Träfe er mich, würde eine Überladung mir sicherlich schaden. Dann müsste ich auch kein Ziel mehr erreichen. Nichts mehr, was ich noch müsste.

Warum bleibe ich nicht einfach liegen? Umspült vom Wasser, das seinen Weg durch die Landschaft sucht, bis es irgendwann in einem Fluss, in einem See oder in einem Meer mündet – das ich nicht mehr kennen.

Mühsam richte ich mich wieder auf und setze einen Fuß vor den anderen.

Ich werde erwartet, fällt mir plötzlich ein. Ich weiß es. Doch nicht, woher.

Auf einmal verharret der Schritt. Ich will weiter – doch der Impuls bleibt irgendwo in diesem alten, nutzlosen Körper hängen ... Dann ruckt es und das Bein hebt sich wieder.

Schritt für Schritt durch die endlose Weite, in der sich nichts ändert. Flechten und Steine und Gräser und Kümmerbäume. Alles bleibt immer gleich, egal, wie lang ich auch gehe. Ohne einen Fixpunkt zur Orientierung.

Oder erkenne ich nur nichts mehr richtig, weil das Blickfeld immer wieder zu flackern beginnt, ganz ausfällt und sich dann wieder aufbaut?

Dort hinten sind Steine zu einem viereckigen Kegel zusammengefügt worden. Eine Markierung in der Weite der Landschaft, an die ich mich halten kann. Doch ... für was?

Das Gehen wird mühsam. Nun sind es beide Füße, die sich nicht mehr richtig heben lassen. Ich stolpere erneut und stürze zu Boden. Stehe wieder auf und wanke weiter. Endlich erreiche ich den Steinkegel. Dahinter liegt eine Senke.

Täuschen mich meine optischen Sensoren? Sie ist übersät von rostroten Metallteilen und von mit Flechten überwachsenen Kunststoffelementen ... Beine, Arme, Köpfe und Torsi zerfallener künstlicher Menschen. So wie ich einer bin. Wie angeschwemmte Muscheln an einem fernen Strand. Zerbrochene, zertretene, zu Kalk zermahlene Reste. Einstmals bewohnt und nun nur noch starre Hülle. Wie ich. Wer bin ich? Was ist meine Aufgabe?

Jemand hat mich erschaffen, bin ich mir sicher. Jemand hat mir eine Aufgabe gegeben – die ich verloren habe.

Warum haben sich all die anderen hier mitten in der weiten Tundra eingefunden, wie auf einem Friedhof? Wurde ihnen dieses letzte Ziel in die Programmierung gelegt? So viele Fragen – und ich kann keine Antwort darauf finden. Weil mein Erinnerungsspeicher zerfallen ist.

Ein schnarrendes Geräusch lässt mich zusammenzucken. Es kommt aus dem Durcheinander aus Metall und Kunststoff. Ein schwaches Blinken weist meinem Blick die Richtung.

„Ein Neuer“, klingt eine Stimme, die kaum mehr zu hören ist.

„Bist du wie ich?“, frage ich.

„Ich weiß nicht, wer du bist“, erwidert die Stimme. Ein rostiger Arm schiebt sich hervor und winkt mich heran. „Warum bist du hier?“

„Ich weiß es nicht“, lautet meine Antwort. „Ich habe meine Aufgabe verloren.“

„So wie alle hier. Doch wir warten, bis jemand kommt, der uns aufrichten wird.“

„Wer soll das sein?“

Das Gewitter ist nähergekommen und hat sich über den Friedhof der zerfallenen Menschen geschoben. Ein Blitz schlägt in das Durcheinander ein und lässt einzelne Teile zischend aufglühen. Donner knallt über uns, und der Schalldruck überlastet meine auditiven Rezeptoren. Das Ausblenden gelingt nicht mehr. Zu viele Funktionen fallen nacheinander aus.

Im flackernden Blickfeld erscheint mit einem Mal ein großes graubraunes Tier mit einem imposanten Geweih. Im prasselnden Regen kommt es auf vier Beinen gemächlich in die Senke hinabgeschritten und blickt mit dunklen Augen herüber.

Ein Rentier, gibt mein Datenspeicher doch noch her. Gattung Rangifer tarandus.

Es kommt näher, stößt mich mit seinen Nüstern an, so dass ich umfalle.

„Das hat es noch nie gemacht“, sagt die Stimme aus dem Schrott. „Alle paar Wochen kommt es vorbei – und zieht dann einfach weiter.“

„Bist du meinetwegen gekommen?“, frage ich an das Tier gewandt. Was widersinnig ist. Und doch blickt es mich an, als ob es von Dingen wüsste, die mein Verstehen übersteigen würden.

Die Ohren aufmerksam nach vorne gerichtet, knickt es in seinen Vorderbeinen ein und danach in den Hinterbeinen, um sich neben mir niederzulegen.

Erneut zuckte ein Blitz donnernd aus den Wolken und tauchte die Senke in ein fahles Licht. Das fast weißliche Geweih des Tieres leuchtete auf und senkte sich zu mir herab.

Wo es mich berührte, knisterte es. Etwas durchströmt mein neuronales Interface, erfüllt meinen positronischen Kern ...

Die Fragen verfliegen genauso wie die Zeit. Sie haben keine Bedeutung mehr.

Ein flammender Stern fällt vom Himmel.

Ich hebe den Arm und lege ihn an den Kopf des Ren.

Ich bin angekommen ... Mehr muss nicht sein.

Anmerkung: Das Rentier ist in samischen Erzählungen oft spiritueller Führer oder Totemtier. Es gilt als Seelenträger, das die Seele eines Menschen nach dem Tod in die Geisterwelt bringt.